

Jubeln konnte Chris Musa Muhammed nur auf dem Fussballplatz

ZOLLIKON. Ein Jahr lang spielte der 19-jährige Chris Musa Muhammed für den Sportclub Zollikon. Doch glücklich wurde der Asylbewerber nur auf dem Fussballplatz. Ein Besuch im Armeebunker unter dem Forchparkplatz kurz vor seiner Rückreise nach Afrika.

AUFGEZEICHNET VON DENNIS BÜHLER

«Ich bin in einem kleinen Dorf in der südlichen Provinz Maradi in Niger geboren, einem der ärmsten afrikanischen Länder. Wir lebten in einer kleinen Wellblechhütte, wir hatten keine Elektrizität, kein fließendes Wasser. Ich war viel draussen auf der Strasse, wo ich mit meinen Freunden Fussball spielte. Einen richtigen Ball hatten wir nicht, bloss Stofffetzen, die wir zu einem Ball zusammengenäht hatten. Wir spielten barfuss.

In die Schule ging ich nie, ich lernte weder schreiben noch lesen. Meine Eltern konnten kaum genug Geld verdienen, um meine zehn Geschwister und mich zu ernähren. Als mein Vater starb, musste ich als Erstgeborener Verantwortung übernehmen. Ich war nun der Kopf der Familie. Manchmal arbeitete ich auf Baustellen, wo ich Sand- und Zementsäcke hin- und hertrug.

Mit dem Kutter nach Europa

95 Prozent der Einwohner Nigers sind Muslime. In unserem Dorf aber gab es auch eine kleine katholische Kirche. Deren Pfarrer half uns Jugendlichen, die wir wenig zu tun hatten und auf den Strassen herumlungerten. Er erzählte uns vom Christentum und aus der Bibel. Mit 16 Jahren konvertierte ich zum Katholizismus. Leider ist die religiöse Toleranz in unserem Land sehr gering. Als Christ wurde ich verfolgt und bedroht. Deshalb, und um meiner Familie eine bessere Zukunft zu ermöglichen, entschloss ich mich vor rund zwei Jahren, Maradi zu verlassen und mein Glück in Europa zu suchen.

Auf der Ladefläche eines Lastwagens reiste ich mit vielen anderen von Niger



Sport verbindet: Beim Sportclub Zollikon fühlte sich der in Niger geborene Chris Musa Muhammed aufgehoben. Bilder: zvg

nach Marokko. Der Pfarrer organisierte meine Ausreise. Wie viel die Kirche den Schleppern zahlen musste, weiss ich nicht. In Marokko bestieg ich mit 20 oder 25 anderen Leuten ein Boot. Wir trieben einige Tage auf dem Ozean. Wie lange die Überfahrt dauerte, kann ich nicht sagen. Man verliert das Zeitgefühl, wenn man nichts anderes tun kann, als warten und beten.

Wir kamen unbeschadet und von der Küstenwache ungesehen in Spanien an – wir hatten riesiges Glück. Jeder ging sogleich seinen eigenen Weg. Ich schaffte es nach einigen Tagen nach Barcelona. Auf der Plaça de Catalunya, dem grossen Platz im Zentrum der Stadt, kam ich mit einer vielleicht 50-jährigen Frau aus der Schweiz ins Gespräch. Sie schenkte mir 80 Franken, was für mich ein unvorstellbar hoher Betrag war. Wie 80 Millionen! Die Frau sagte mir, in der Schweiz gebe es einen geregelten Asylprozess. Dort hätte ich bessere Chancen als in Spanien, aufgenommen zu werden.

Kein Deutsch nach 18 Monaten

Mit dem Zug fuhr ich im Frühling 2011 in die Schweiz, ins Asyl-Empfangszentrum Vallorbe. Dort schickten sie mich ins Empfangszentrum nach Basel, danach in ein Asylheim in Winterthur-Töss. Dreimal wöchentlich wurden wir Asylbewerber in

einem Zimmer in der oberen Etage des Asylheims unterrichtet. Nach wenigen Monaten aber wurde ich in diesen Bunker hier verlegt, seither kann ich nicht mehr in die Schule gehen. Und so spreche ich auch nach 18 Monaten in der Schweiz kein Deutsch und verstehe nur einige Brocken.

Der Bunker unter dem Parkplatz gleich neben der Forchstrasse in Küsnacht war nun für etwa ein Jahr mein Zuhause. Gemeinsam mit 17 anderen Asylbewerbern aus Afrika teilte ich die Küche, einen Schlaf- und einen Aufenthaltsraum. Das Handy funktioniert innerhalb der dicken Bunkermauern nicht. Esswaren konnte ich in den vier Kühlschränken, die wir haben, nicht aufbewahren. Sie wären sogleich von Mitbewohnern geklaut worden. Ich hatte hier tagein, tagaus nichts zu tun. Ich bewegte mich nur zwischen Bett und Wohnzimmer, wo wir zumeist CNN schauten. Immerhin verbesserte sich so mein Englisch.

Nur wenig Nächstenliebe

Wenn ich mit Kollegen in die Stadt Zürich fuhr – was wir ohnehin kaum taten, weil wir uns das Ticket für die Forchbahn nur selten leisten konnten –, wurden wir andauernd von Polizisten kontrolliert. Auch wenn wir uns nicht auffällig verhielten. Wir hätten in der Stadt nichts zu suchen und sollten zurück in unser Asylheim, sagten sie uns.

Zwischen einem Gefängnis und unserem Bunker gibt es nur einen

Unterschied: Wir haben die Möglichkeit, hinauszugehen, wenn wir dies wollen. Da wir draussen aber nichts zu tun haben, da wir nicht arbeiten dürfen, ist der Unterschied schliesslich gering. Der Name und die Flagge der Schweiz sind in Afrika vielen Menschen bekannt, dort gelten sie als Symbol für Menschlichkeit. Ich aber habe in der Schweiz, abgesehen von den Erlebnissen in meinem Fussballverein, nur selten christliche Nächstenliebe erlebt.

Mein grösstes Glück in den letzten eineinhalb Jahren war es, beim Sportclub Zollikon Fussball spielen zu können. Ich liebte diesen Sport schon in Niger, doch ich hätte nicht gedacht, dass ich ihn während meines Asylprozesses würde ausüben können. Im vergangenen Februar trainierte ich zum ersten Mal mit dem SC Zollikon.

Nie zuvor hatte ich auf einem Kunstrasen gestanden, und doch konnte ich den Trainer überzeugen. Mitspieler schenken mir meine ersten richtigen Fussballschuhe. Ich habe sie noch heute, in der Zwischenzeit musste ich sie mit Klebestreifen flicken. Mein Fussballteam wurde zu meiner Schweizer Familie.

So lange mein Asylverfahren lief, erhielt ich 12 Franken pro Tag. Mehr als die Hälfte der 360 Franken, die ich monatlich erhielt, schickte ich meiner Familie. Meine Mutter hat zehn Kinder zu ernähren, meine jüngsten Geschwister sind noch sehr jung. Ich bin ja selbst erst 19 Jahre alt. Seit mein Asylbegehren abgelehnt wurde, erhielt ich nur noch Nothilfe. Das Geld reichte nur gerade, dass ich hier überleben konnte. Meiner Familie konnte ich kein Geld mehr schicken.

Angst vor Verfolgung

Ich lag nächtelang wach, ich hielt mich für einen Versager. Ich denke, dass es mir hier etwas besser geht als meinen Angehörigen im Niger. Ich habe dieses Glück nicht verdient. Meine Verwandten setzten so grosse Hoffnung in mich, und ich habe es nicht geschafft.

Nun verlasse ich die Schweiz. Hier bin ich ständig der Gefahr ausgesetzt, ausgeschafft zu werden. Die Behörden würden mich nach Niger ausfliegen, in mein Heimatland. Dort aber würde ich aus religiö-

sen Gründen verfolgt, vielleicht sogar getötet. Ich werde den Zug nach Spanien nehmen. Beim Grenzübertritt werde ich mich verstecken müssen, falls Zöllner durch den Zug marschieren sollten.

In Barcelona buche ich einen Flug nach Lagos, in die nigerianische Hauptstadt. Viele SCZ-Mitglieder haben Geld

gespendet, damit ich die Rückreise nach Afrika antreten kann. Und ich erhielt mein SCZ-Trikot mit der Trikotnummer 12 zur Erinnerung geschenkt. Ich bin so dankbar. Möge Gottes Segen mit dem SCZ sein.

Ich bin noch nie geflogen, ich habe keine Ahnung, wie lange der Flug nach Lagos dauern wird. In Nigeria kenne ich niemanden ausser meiner Verlobten. Ich habe sie übers Internet kennengelernt, persönlich habe ich sie noch nie getroffen. Ich bete dafür, dass ich es nach Lagos schaffe, dass ich mich gut mit meiner Verlobten verstehe und wir heiraten werden. Ich bete dafür, dass mir Nigeria die Heimat wird, die die Schweiz nicht werden wollte.

«In der Stadt wurden wir andauernd von Polizisten kontrolliert.»

«Man verliert das Zeitgefühl, wenn man nichts anderes tun kann als warten und beten.»



Chris Musa Muhammed.

WIEDER ZURÜCK IN AFRIKA

Chris Musa Muhammed ist mittlerweile in Nigeria angekommen. «Es ist überhaupt nicht einfach», schreibt er via E-Mail. «Ich habe keinen Rappen mehr, denn die Flugreise von Barcelona über Dubai nach Lagos hat alles Geld verschlungen. Weil meine Verlobte nicht arbeitet, kann sie nicht für mich aufkommen. Ich weiss nicht, wie ich mein neues Leben beginnen soll.» (dbü)